

Wenn heute jemand sagt, er liebe Rockmusik, dann wird unter mitleidigem Gelächel ein Gehwägelchen herangeschoben: alter Mann, lass' gut sein. Und der einst Rock genannten Musik und ihren Fans geschieht es auch ganz recht: Wie kaum ein anderes Pop-Genre hat sich die gitarrengetriebene, schweißgetränkte, oft genug dem Machismo verschriebene Revolutionsmusik von vor fünfzig Jahren, besoffen von der eigenen glorreichen Vergangenheit, in der Reproduktion des ewig Gleichen verkeilt. Oder sie hat sich prostituiert. Oder sich einfach durch endlose Kopien ihrer selbst unsichtbar und unhörbar gemacht. Ausnahmen regelt ein Bundesgesetz. Ausnahmen sind Konzerte mit Neil Young. Eine neue Lou-Reed-Platte. Ausnahmen waren und sind manchmal Alben von den *Flaming Lips* oder *Mercury Rev*. Und alles, was Jeff Tweedy und **Wilco** veröffentlichen: die letzten Rocker. Dabei goutiert zumindest die Veröffentlichte Meinung auch hier eher die psychedelischen Wilco-Platten, die hybriden Grenzverletzungen, die elektronisch unterfütterten Abweichungen vom Schema Rock. „Alpha Mike Foxtrot: Rare Tracks 1994-2014“ (Nonesuch), ein Kompendium der unmodischen Seite von Wilco, ist Ende 2014 erschienen, und soll uns alle daran erinnern, wie großartig und schlicht und einfach Rockmusik sein kann. Der pure Stoff. „Somebody else's song“, wie es bei Tweedy einmal heißt, aber doch vollständig im Hier und Heute. Viele Live-Tracks, einige Studio-Outtakes, dann Demos und ausgesuchte Kollaborationen: insgesamt 77 Songs. Aber eben kein Haufen Kehrlicht, wie so oft im großen Wiederveröffentlichungsgedöns, sondern ein Porträt des Künstlers als verzerrter Gitarrenton. Seit Frank Zappas „You Can't Do That On Stage Anymore“-Serie Ende der Achtzigerjahre hat Rockmusik keinen solchen Spaß mehr gemacht. Und man kann sich erinnern: Ja, so geht das. So fühlt sich das an, wenn ein paar Jungs von der großen Freiheit träumen. So schön kann das sein: Eigensinn. Jeff Tweedy ist ein Kämpfer. Er hat es mit dem übermächtig scheinenden Ruf seines alten Partners Jay Farrar aufnehmen müssen, mit den Fliehkräften innerhalb seiner Band Wilco, mit seinem Hang zu Depression und Schmerzmittelmisbrauch, mit den damit kollidierenden Pflichten als Vater, mit der Krebserkrankung seiner Frau. Und trotzdem findet er immer wieder Zeit, sein Talent auch anderen Künstlern zur Verfügung zu stellen, sei es als Mitmusiker wie bei Nick Lowe oder Jim O'Rourke, sei es als Musikologe wie bei der Herausgabe bisher unveröffentlichter Lieder von Woody Guthrie oder als Produzent für Mavis Staples – eine Zusammenarbeit, die nun mit der Bearbeitung der letzten Studioaufnahmen des Staples- Patriarchen **Pops Staples** einen bisher unerreichten Höhepunkt findet. Die Songs des Familienoberhaupts der *Staples Singers* auf „Don't Lose This“ (Anti) entstanden um 1990, zehn Jahre vor seinem Tod. Tweedy hat offenbar einige zeittypische Produktionsunsitten entfernen können und dann ein Album geschaffen, das sich völlig auf die Gitarre und die Stimme des alten Mannes konzentriert. Das wirkt nicht forciert oder gewollt und keinesfalls geschmäcklerisch: So sehr war Pops Staples seit den frühen Tagen seiner langen Karriere nicht mehr bei sich und seinen Kernfähigkeiten wie auf dieser posthumen, von großer Zuneigung und Respekt geprägten Restaurationsarbeit. Weltkulturerbe. Angesichts des seelenvollen Urmeters „Don't Lose This“ von Staples und Tweedy erscheint es seltsam, dass auf demselben Label eine ebenso spekulative wie rückwärtsgewandte Soul-Platte wie die von **Curtis Harding** erscheint. Auf „Soul Power“ wird bis zur Verkrampfung versucht, alles richtig zu machen, ganz alt und authentisch zu klingen, testosterongetriebene Unmittelbarkeit und Inbrunst zu entwickeln. Großangelegte Roßtäuscherei. Wie eine Negativ-Kopie dieser Soul-Simulation wirkt das Debütalbum von **Natalie Prass**, das auf Spacebomb in Virginia erscheint und offensichtlich das Hohe Lied von den musikantischen Fähigkeiten des Spacebomb-Stars und tatsächlich hochtalentierten Matthew E. White singen soll, der diese White- Soul-Platte produziert und die Bläser arrangiert hat. Aber was wohl innovativ gedacht war, entpuppt sich als bloßer Bombast. Prass' Stimme wirkt verloren und überfordert in diesem aktionistisch irgendetwas beweisen wollenden Gestreiche und Getute: Stopft die Trompeten, knebelt die Saxofonisten, – und sagt White fürs nächsten Mal: Auch am James River gilt, dass weniger oft mehr ist. karl bruckmaier